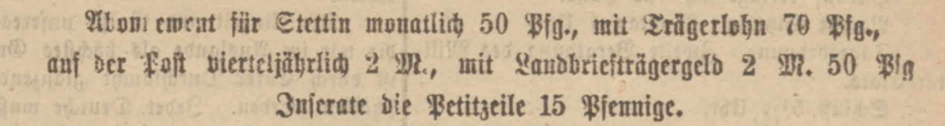
Eigenthum, Druck und Verlag von R. Graßmann.
Redaktion und Expedition Kirchplatz 3.
Annahme von Inseraten Schulzenstraße 9 und Kirchplatz 3.


Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfg., mit Trägerlohn 70 Pfg.,
auf der Post vierteljährlich 2 M., mit Landbriefträgergeld 2 M. 50 Pfg
Inserate die Petitzeile 15 Pfennige.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. **Montag, den 12. Januar 1885.** **Nr. 18.**

Deutscher Reichstag.

21. Plenar-Sitzung vom 10. Januar.

Am Bundesrathstische: Staatssekretär im Reichsamt des Innern Staatsminister v. Böttticher, Caprivi.

Die Tribünen sind gefüllt und die Plätze des Hauses zahlreich besetzt.

Präsident v. Wedell-Piesdorf eröffnet die Sitzung um $1^1/_4$ Uhr.

Tagesordnung:

Erste Berathung des Nachtragsetats (180,000 M. zur Beschaffung einer Dampfbarkasse für den Gouverneur von Kamerun).

Abg. Frhr. Langwerth v. Simmern (Welfe) erklärt, daß er unbeschadet seiner sonstigen oppositionellen Stellung der Kolonialpolitik der Reichsregierung sympathisch gegenüberstehe. Das deutsche Element, welches vielfach im Ausland eine erhebliche Rolle spiele, müsse vom Inlande aus nach Kräften unterstützt werden. Redner wird daher für die Forderung stimmen.

Abg. Dr. v. Bunsen (dfreis.) schildert den Anlaß zu der großen nationalen Begeisterung, die anläßlich der Kolonialpolitik durch das Volk gehe. Jeder Auswandernde entziehe dem Vaterlande ein bedeutendes Kapital, wenn er in ein fremdes Land gehe. Es müsse darauf gedacht werden, die Kapitalien und Arbeitskräfte dem Vaterlande zu erhalten; das Mutterland müsse darauf Bedacht nehmen, die Auswanderer sich in Kolonien zu erhalten. Die Anschauungen im Volke gehen dahin, daß es angemessen sei, im Auslande ein neues Heim für seine Auswanderer zu gründen. Die Anfänge unserer Kolonialpolitik aber ergeben, wie schwer die anderen Nationen sich mit diesen neuen Unternehmungen befreunden können. Wünschenswerth scheint es dem Redner, daß recht viele Verkehrswege in das Kongobecken geschaffen werden, namentlich auch von dem Punkte der afrikanischen Küste aus, die als Kamerun bezeichnet wird. Redner hofft, daß es möglich sein werde, von dieser Küste aus die weitere Erforschung und Entschließung des Kongogebietes vorzunehmen.

Reichskanzler Fürst Bismarck: Ich habe bei der Abstimmung am 15. v. Mts. das Gefühl gehabt, als ob man die nöthigen Ausgaben zu bewilligen nicht geneigt sei. Die Haltung der Vorredner ist erfreulicherweise eine andere. Man hat die Auswanderung befürwortet vom Gesichtspunkte der Auswanderer aus. Allein die Interessen der Industrie, der Absatz unserer Produkte ist nicht zu übersehen. Für Ackerbau treibende Auswanderer sind die Chancen in den tropischen Kolonien noch nicht günstig. Was die gestern an die Kommission zurückgewiesene Position betrifft, so ist das Material für dieselbe völlig erschöpft. Der Schutz unserer überseeischen Besitzungen kann zu keiner Kolonialpolitik führen, wenn der Reichstag in seiner Majorität nicht dasjenige Maß freigebigen Entgegenkommens gegen die Regierung zeigt, dessen sie bedarf. Die geforderte Summe ist hier klein, größer sind die Folgen, die sich aus derselben ergeben. Die Kommissions-Berathung würde die Sache unnöthig verzögern; es wäre erwünscht, die Forderung so schnell als möglich zu bewilligen. Der Reichskanzler kommt sodann auf das aus Kamerun eingegangene Telegramm über das dortige Einschreiten mit Waffengewalt. Sie sehen daraus, wie nöthig es ist, unsere Autorität energisch dort aufrecht zu erhalten oder das ganze Geschäft dort aufzugeben. Schon in früherer Zeit ist der öffentliche Frieden in Kamerun durch dortige Engländer gestört worden (Hört! hört!), es sind auch einzelne dieser Personen dort ausgewiesen worden und ist hierüber an das englische auswärtige Amt geschrieben worden. Die englische Regierung halte ich bei diesen Vorgängen für unbetheiligt. Bei dem großen Umfange der englischen Kolonien sind derartige Vorgänge nicht immer genau zu kontrolliren. Auch wird wegen der weiten Entfernung vom Mutterlande das rechtzeitige Einschreiten erschwert. Der Reichskanzler verliest die mit der englischen Regierung gewechselte Korrespondenz über das den öffentlichen Frieden störende Verhalten einzelner Engländer in Kamerun; die Autorität der Engländer hat in Kamerun nach von dort eingegangenen Berichten sehr verloren und es wird als nöthig bezeichnet, daß der deutsche Vertreter dort mit den nöthigen Machtmitteln ausgerüstet wird, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und damit die schuldigen Aufrührer unter den Eingeborenen gezüchtigt werden. Auch über das Verhalten englischer Unterthanen wird in Privatbriefen lebhaft Klage geführt und bemerkt, daß von englischen Beamten der deutschen Niederlassung in Kamerun möglichst viel Schwierigkeiten bereitet werden. — Auch von Polen werden den deutschen Bestrebungen möglichst viele Schwierigkeiten bereitet. Einige dort lebende Polen, die mit den Deutschen nicht sympathisiren (hört! hört) wenden sich direkt gegen die Deutschen, die sich dort niederlassen wollen und hindern nach Kräften deutsche Besitzerwerbungen. Ja, es erwerben sogar Polen dort Grund und Boden, den sie den Engländern antragen, um die Besitzergreifung durch Deutschland zu verhindern. Ich hoffe, diese Andeutungen werden Sie überzeugen, daß hier ein schleuniges Einschreiten nöthig ist und die Mittel bewilligt werden müssen, wenn eingeschritten werden soll. Ich sehe Ihren Beschlüssen entgegen, muß aber die Verantwortlichkeit Denjenigen überlassen, die der Regierung den parlamentarischen Hemmschuh anlegen. (Bravo rechts.)

Abg. Wörmann (nat.-lib.) erklärt, daß es für alle Deutsche ein erhebendes Gefühl sei, daß heute deutsche Kaufleute sich um Schutz an die deutsche Regierung wenden können. (Bravo!) In allen deutschen Kolonien wird dies mit Freuden empfunden werden. Auch im englischen Kamerun ist keine Auswanderungs-Kolonie; für Ackerbau ist sie nicht geeignet, das Klima hindert diese Art der Kolonisation. Redner weist darauf hin, daß bereits alle Vorkehrungen getroffen waren, um die Kolonie Kamerun von Frankreich in Besitz zu nehmen und am Kamerunflusse eine Zollgrenze anzulegen, wo ein bedeutender Eingangszoll erhoben werden sollte. (Hört! Hört!) Der Nachtheil einer solchen Besitzergreifung für den deutschen Handel lag in solchem Falle auf der Hand. Es sei irrthümlich, anzunehmen, daß die eingeborene Bevölkerung in Afrika keine Bedürfnisse habe; schon der Nachahmungstrieb veranlaßt die Eingeborenen zum Erwerbe vieler Industrie-Produkte; der Absatz von Bekleidungsstoffen hat sich in wenigen Jahren bedeutend gehoben, Aehnliches ist der Fall bei vielen anderen Handels-Produkten. Erhebliche Kosten werde die Besitzergreifung von Kamerun nicht verursachen. Nachdem die Eingeborenen gezüchtigt und zur Ruhe gebracht sind, wird die Anwesenheit eines Kriegsschiffes genügen, um die Ruhe zu erhalten. In den englischen und französischen Kolonien an der westlichen Küste von Afrika werden bedeutende Zölle erhoben. Hoffentlich beschränkt sich die Zollerhebung in Kamerun auf einige Exportzölle, die nur einen Beamten nöthig machen. Redner hofft, daß die Kolonien eine gesunde Entwickelung haben werden zum Segen für das deutsche Reich. (Bravo.)

Abg. Windthorst: Es versteht sich von selbst, daß wir nicht einen Groschen zurückhalten dürfen, wenn es sich um die Aufrechterhaltung des deutschen Namens im Auslande handelt. Auf die eben verlesenen Schriftstücke kann man nicht eingehen, ein bloßes Vorlesen gewährt für so wichtige Dinge nicht das nöthige Verständniß, und diese Dinge ruhen ganz gut in den bewährten Händen des Herrn Reichskanzlers. Aber die Kolonial-Politik wird nothwendig weitere Forderungen im Gefolge haben, auch in der Marine. Die Aufrechterhaltung der Autorität wird eine Vermehrung der bewaffneten Macht nöthig machen. Ich hatte gehofft, der Kanzler würde in einer Kommissions-Berathung uns die ganzen Pläne seiner Kolonisations-Politik klarlegen, denn man kann doch Geld aus dem Steuersäckel nicht bewilligen, wenn man über die Dinge keine Ueberzeugung hat, die man nicht kennt. Deutschland steht vor einem sehr wichtigen Schritte. Dieser Moment in der deutschen Geschichte ist ein ungeheuer wichtiger. Deutschland steht als Landmacht groß und unabhängig da und will nun eine Seemacht werden. Es wird zu kämpfen haben mit der Eifersucht und den Interessen fremder Mächte. Wohin das führt, sehen wir in Frankreich. Wir sehen uns von feindlichen Mächten umgeben. Ich wünsche, wie jeder Deutsche, daß wir die maritime Ausdehnung machen können. Aber ich erinnere an das Wort des Grafen Moltke, daß wir die Waffen noch 50 Jahre tragen müssen, um das Bestehende zu erhalten. In einem engeren Kreise kann man über diese Dinge eingehender und ausführlicher sprechen und darum beantrage ich Vorberathung durch die Budget-Kommission. Ich hoffe, man wird den Satz anerkennen: Was Du thust, thu mit Bedacht und bedenke das Ende. Die Forderung an sich finde ich gerechtfertigt, aber die Folgen, die sich daraus ergeben, müssen erwogen werden. Dem Reichskanzler muß es doch lieber sein, mit selbstständigen Männern zu verkehren, als mit Leuten, die nur das wollen, was er will. (Bravo! Oho!)

Reichskanzler Fürst Bismarck: Die Konsequenzen der Bewilligung würden sehr einfache sein, sie würden sich auf einige Bewilligungen für den Gouverneur beschränken. — Ich sehe rund um nur befreundete Mächte und keine Feinde, von denen wir umgeben sein sollen. Wir leben mit Italien und Frankreich in den besten Beziehungen, haben namentlich mit dem letzteren Lande seit langem nicht in so guten Verhältnissen gelebt wie jetzt. (Bravo!) Daß es in jedem Lande Leute giebt, die den Wunsch haben, ihr Vaterland in einen Krieg zu stürzen, ist leider wahr. Auch mit England stehen wir in althergebrachten freundlichen Beziehungen, und beide Mächte thun gut, diese Beziehungen beizubehalten. Sollte England unsere Kolonialbestrebungen bekämpfen, so würde es uns vielleicht möglich sein, andere Interessen gegen England zu unterstützen, die ein do ut des für England uns gegenüber herbeiführen müßten. Unsere Seemacht ist jeder andern einzelnen Seemacht gewachsen. Sollte es uns denn unmöglich sein, uns auf der Höhe von Portugal in unserer Seemacht zu halten? Ja, auf der Höhe jeder anderen Seemacht über der See oder unter der See. Was soll ich in der Kommission? Ich habe mehr Geschäfte, als ich besorgen kann; ich stehe nicht im Dienste des Parlaments, auch nicht im Dienste der Kommission oder des Abg. Windthorst, sondern im Dienste Seiner Majestät des Kaisers, und wenn Sie mich vor die Kommission fordern, so sage ich Ihnen einfach: Ich komme nicht! — Nach soeben mir zugegangenen Nachrichten ist England aufgefordert worden, die Samoainseln zu annektiren; weiter wird mir berichtet, daß in Neu-Guinea die deutsche Okkupation hinausgeworfen sei. Das sind Dinge, die für unsere Kolonialpolitik von Wichtigkeit sind. Die abgelehnte Direktorstelle im Auswärtigen Amt steht mit der Kolonialpolitik in keinem Zusammenhange; ich brauche diese Hülfe auch ohne die Kolonialpolitik, und wenn ich dafür anderweit Hülfskräfte aus dem Auswärtigen Amte nehmen muß, so wird Ihnen das doppelt so theuer, als wenn Sie die Stelle bewilligt hätten. — Herr Windthorst ist sonst ein erfahrener Mann, aber nicht in Dingen aus Afrika. Wenn Sie nicht den Muth haben, den Wegen nachzugehen, die unsere deutschen Kaufleute mit ihrem Vermögen wandeln; wenn Sie dafür nicht 180,000 Mark wagen wollen, dann bleiben wir im Lande und sehen das Meer mit dem Rücken an. (Bravo.) Wollen Sie die Forderung ablehnen, so sehe ich das als eine Ablehnung der Kolonialpolitik an und überlasse Ihnen dafür die Verantwortung. (Bravo.)

Abg. Richter (deutschfr.) betont, daß er und seine Freunde, da sich die Vorlage innerhalb des Rahmens der von dem Herrn Reichskanzler am 26. Juni 1884 gekennzeichneten Kolonialpolitik bewege, für die Regierungsforderung stimmen würden. (Beifall.)

Nachdem der Reichskanzler Fürst v. Bismarck unter großer Heiterkeit des Hauses den seltenen Fall einer Uebereinstimmung zwischen ihm und dem Abg. Richter konstatirt, führt der

Abg. Frhr. v. Hammerstein aus, daß eine gewaltige Begeisterung bei der Inangriffnahme der Kolonialfrage seitens des Herrn Reichskanzlers durch das ganze deutsche Volk gegangen sei, wenn dieselbe auch nicht überall im Reichstage entsprechenden Widerhall gefunden habe. Redner bespricht sodann einige Zeitungsberichte über die blutigen Vorgänge, welche sich in der zweiten Hälfte des Dezember in Kamerun abgespielt und schließt nach einigen Dankesworten an unsere brave Marine für deren Verhalten bei jener ernsten Veranlassung mit der Erklärung, daß es für Deutschland eine Ehrenpflicht sei, dem Boden seinen Schutz angedeihen zu lassen, der das Blut seiner Landeskinder getrunken habe. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Windthorst: Der Herr Reichskanzler hat seine Ausführungen persönlich zugespitzt. Aber der Reichskanzler sollte doch nicht so thun, als ob ein Anderer gar nichts von diesen Dingen verstünde. Mit zwei Millionen Soldaten eine gute auswärtige Politik zu machen, sei doch kein gar zu großes Kunststück. Auch nach dem Reichskanzler wird es tüchtige Männer geben, die auswärtige Politik Deutschlands zu leiten. Die Ausführung des Kanzlers, daß wir im tiefsten Frieden leben, giebt vielleicht Anlaß, zu Gunsten der Marine einige Armeekorps zu streichen. (Sehr richtig! im Zentrum.) Die Konsulate werden durch die Kolonialpolitik theurer. Auch wird zu untersuchen sein, ob unsere Flotte für Kolonialzwecke genügt; ich glaube es nicht. Die Vorgänge auf Samoa zeigen, wie weitgehend die Folgen der Kolonialpolitik sind. Wir müssen deshalb erwägen, ob uns die Mittel für solche großartige Kolonisationen zu Gebote stehen, und wenn der Kanzler sagt, wir brauchen keine so großartige Kolonialpolitik zu machen, so sage ich, das steht in keines Menschen Willen. Herrn Woermanns Ansicht sei nicht ganz maßgebend wegen seines Interesses. Es muß vermieden werden, daß unsere Kräfte nicht zu hoch in Anspruch genommen werden. Je mehr ich mich für diese Sache interessire, desto gründlicher gehe ich vor. Ich wiederhole, wir müssen Alles thun, um die Ehre der deutschen Flagge zu wahren, aber das wird nicht gehindert durch eine Kommissionsberathung. Es würde mir möglich sein, dem allgemeinen Zuge zu folgen und die Summe zu bewilligen, wenn der Kanzler nicht gesagt hätte, wir sollten die Forderung und damit die Kolonialpolitik der Regierung bewilligen. Indeß will ich auf eine Abstimmung über meinen Antrag auf Kommissionsberathung nicht bestehen, doch erkläre ich damit keine Anerkennung der Kolonialpolitik der Regierung.

Reichskanzler Fürst von Bismarck: Ich habe nicht die Absicht gehabt, Persönlichkeiten gegen den Vorredner einzuflechten; ich muß sagen, von Zeit zu Zeit hör ich ihn gern und hüte mich, mit ihm zu brechen! (Heiterkeit.) Ich habe nur gesagt, Herr Woermann müßte doch von diesen Dingen mehr verstehen, als Herr Windthorst und ich zusammen. Daß das Königreich Hannover kein Verständniß für die Bedeutung Hamburgs hatte (Abg. Windthorst ruft: Ganz gewiß!) und mit dem Hute in der Hand Hülfe bei ihm suchte, das hat den Hamburgern ein gewisses Selbstgefühl gegeben; ich kenne so Etwas nicht. (Bravo!) Die Möglichkeit, England in Waffen gegenübertreten zu müssen, bestreite ich ganz entschieden. Abgesehen von dem Falle, daß wir von der englischen Nation angegriffen würden, ein Fall, an den bei dem politischen Einstehen der englischen Nation nicht zu denken, ist ein Krieg mit England nicht denkbar. Vorsicht in der Erwägung haben wir genug geübt: aber es kommt doch einmal der Punkt: Hic rhodus, hic salta! wo der Abg. Windthorst zahlen oder protestiren muß. Der Worte sind in dieser Sache genug gewechselt, lassen Sie nun endlich Thaten sehen.

Abg. v. Kardorff (Reichspartei) ist der Meinung, daß der Reichstag dem Auslande gegenüber, und um das nationale Ansehen zu wahren, zur Bewilligung der geforderten Summe verpflichtet sei.

Abg. Richter-Hagen wendet sich noch gegen die Art, wie von der nationalliberalen Partei die Kolonial-Agitation betrieben werde. Diese Kolonialpolitik bedürfe der nüchternsten Prüfung, denn sonst seien die Folgen einer solchen Agitation unabsehbar, und eine politische Partei, die so agitirt, sei nicht im Stande, die Verantwortung für die Folgen zu tragen.

Abg. Woermann verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß seine Ansicht von der Sache durch sein persönliches Interesse beeinflußt sei.

Abg. Windthorst erklärt noch, daß er keineswegs ein prinzipieller Gegner der Kolonisation sei; im Gegentheil wünsche er, daß die Erde noch nicht soweit getheilt wäre, damit Deutschland noch recht viele Kolonien bekomme. Was das frühere Verhältniß Hannovers zu Hamburg anbetrifft, so giebt es Leute, die noch heute der Meinung sind, daß die damaligen Verhältnisse besser waren als die heutigen.

Die Debatte wird geschlossen.

Es folgt eine Reihe persönlicher Bemekungen

Hierauf wird sofort in die zweite Berathung eingetreten und der Etat ohne Debatte bewilligt,

und zwar gegen die Stimmen einiger Mitglieder des Zentrums, der Sozialdemokraten und einiger Freisinnigen.

Hierauf vertagt sich das Haus.

Nächste Sitzung: Montag 1 Uhr.

Tagesordnung: Zweite Berathung des Militär-Etats.

Schluß 5¼ Uhr.

Deutschland.

Berlin, 11. Januar.

— Auch dem Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz sind auf die den Majestäten zum Jahreswechsel dargebrachten Glückwünsche huldvolle Allerhöchste Erwiderungsschreiben zugegangen. Das Schreiben Sr. Majestät des Kaisers und Königs lautet:

Ich danke dem Zentralkomitee verbindlichst für die Mir beim Jahreswechsel dargebrachten Glückwünsche und nehme unter herzlicher Erwiderung derselben gern den Anlaß wahr, Ihnen Meine Anerkennung auszusprechen für die unermüdliche Thätigkeit, welche Sie auch im verflossenen Jahre dem Interesse des deutschen Heeres gewidmet haben.

Berlin, den 7. Januar 1885.

gez. Wilhelm.

Von Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin ist folgendes Allerhöchstes Schreiben ergangen:

Es hat Mir Freude gewährt, den Glückwunsch des Zentralkomitee's am Jahresschluß mit dem Bewußtsein dankbar entgegen zu nehmen, daß ein für die Interessen der freiwilligen Hülfsthätigkeit ersprießliches Jahr seinen Abschluß erreicht. Je mühevoller es erscheint, die Theilnahme hierfür in Friedenszeit wach zu erhalten, je mehr möchte Ich darauf hinweisen, wie unablässig die Vorbereitung sein muß, welche die Lösung Ihrer patriotischen Aufgabe bei Ausbruch kriegerischer Ereignisse gewährleisten soll. Nach funfzehnjähriger Pause hat das Internationale Komitee in Genf die Mitarbeiter am Werk des Rothen Kreuzes und die Vertreter des demseben zu Grunde liegenden humanitären Gedankens zu Berathungen vereinigt, deren Ergebniß eine Reihe von Beschlüssen gewesen ist, welche für die weitere Gestaltung Ihrer Wirksamkeit von Bedeutung sind. Wenn diese Beschlüsse in Gegenwart von Delegirten aller betheiligten Regierungen, unter Mitwirkung anerkannter Autoritäten, sowie in gegenseitigem, fast stets bewährtem Einverständniß erfolgten, wenn ferner der Genfer Konvention heute eine bedeutend größere Anzahl von Staaten inner- und außerhalb Europas angehört, als bei der letzten Vereinigung im Jahre 1869, wenn endlich in der Heimath bis dahin unbetheiligte Kreise sich uns anschließen, so müssen diese erfreulichen Thatsachen zur Hingebung und Ausdauer ermuthigen. Diesen Lichtseiten gegenüber erheben sich Schatten, deren Berechtigung Ich nicht verkennen darf. Sie sind zum Theil begründet in der Schwierigkeit, ein der Entwicklung noch unterworfenes, auf freiwillige Betheiligung begründetes Hülfs-Vereinswesen in den feststehenden Organismus des Staates und der Armee so einzufügen, daß die Grenzen sich bestimmen, innerhalb derer dieses als unentbehrlich befundene Liebeswerk lebensfähig sich bewegen kann; sie sind andererseits hervorgerufen durch den noch fühlbaren Mangel stets verfügbarer Mittel. Ich sehe jedoch auch hierin der Zukunft vertrauensvoll entgegen und es erübrigt Mir nur, bewegten Herzens, der Verluste aus den Reihen Ihrer Mitglieder und, unter anderen nicht minder betrübenden, namentlich des Generals von Ollech zu gedenken, der zu unserer Sache so treu gestanden hat, wie zu den Fahnen unseres ruhmreichen Heeres, in deren Nähe Ich dem Banner des Rothen Kreuzes so gern den ehrenvollen Platz sichern möchte, den es sich dauernd zu erringen strebt.

Berlin, den 6. Januar 1885.

gez. Augusta.

— Bezüglich des seitens des Zentrums im Reichstage eingebrachten Antrages auf gesetzliche Feststellung des Normal-Arbeitstages sei an Folgendes erinnert: Vor ungefähr zwei Jahren fand eine von einigen Fachvereinen Berlins in Gemeinschaft mit dem christlich-sozialen in Szene gesetzte Agitation für Einführung des gesetzlichen Normalarbeitstages selbst in denjenigen Kreisen der Arbeiter nicht das Entgegenkommen, welches man erwartet hatte. Die Anhänger der extremen Richtung verhielten sich zum Theil ablehnend, weil sie meinten, daß bei uns an eine Erfüllung der Forderung nicht zu denken sei. Auch die gemäßigte Richtung unter den Arbeitern erklärte sich gegen die Forderung, weil die gewerblichen Verhältnisse zu verschiedenartig seien, als daß für alle sich ein gleichmäßiger Normalarbeitstag einführen lasse, und weil für den Arbeiter, wenn er Tage und Wochen hindurch in Folge von Geschäftsstockungen keine Arbeit gehabt habe, der Zwang zu einer bestimmten täglichen Arbeitszeit zu hart sei.

— Aus Athen ist dem Fürsten Bismarck in Folge der Verweigerung der für die Stelle eines zweiten Direktors im Auswärtigen Amte geforderten nothwendigen Mittel nachfolgende Adresse zugegangen:

„Ew. Durchlaucht erlaubt sich die kleine, aus den verschiedensten Gauen Deutschlands stammende Schaar Deutscher Athens ehrerbietigst ihr tiefstes Bedauern über den Reichstagsbeschluß vom 15. Dezember v. J. auszusprechen.

Mit Entrüstung erfüllt uns die Ablehnung der geringfügigen, zur ersprießlichen Weiterführung der Geschäfte geforderten Summe von 20,000 M. Als Deutsche fühlen wir uns in unserem Stolze tief gedemüthigt durch einen Beschluß, den wir als der Vertretung unseres Volkes unwürdig erachten.

Die Einheit und Größe unseres Vaterlandes, die wir im Auslande als höchstes Gut empfinden, ist durch Eurer Durchlaucht glänzende Politik geschaffen worden. Jeder Deutche muß in die kraftvolle Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des Reiches unbedingtes Vertrauen setzen, und ein Beschluß, der Eurer Durchlaucht Thätigkeit auf dem auswärtigen Gebiet zu hemmen droht, erscheint uns nur als ein persönlich gegen Eurer Durchlaucht gerichteter Angriff der um so bedauerlicher ist, weil er das Gefühl der Dankbarkeit verletzt, das Alle, die sich Deutsche nennen, Eurer Durchlaucht in ganz besonderem Maße schulden.

In der festen Ueberzeugung, daß das deutsche Volk seine inneren Feinde ebenso, wie die äußeren, siegreich bekämpfen wird, bitten die Unterzeichner, diese Schrift als einen energischen Protest gegen diese schmachvolle Abstimmung hochgeneigtest entgegennehmen zu wollen.

Eurer Durchlaucht ganz gehorsamste
(Folgen die Unterschriften.)

— Die Erklärung, welche der italienische Minister des Aeußern, Mancini, in der vorgestrigen Senatssitzung über die Ausweisung des „Diritto"-Korrespondenten Cirmeni abgegeben, scheint nicht so harmloser und begütigender Natur gewesen zu sein, wie die Depesche des „Wolff'schen Bureaus" versichert. Das Telegramm hat nach einem Telegramm des „D. M.-B." folgenden Inhalt: In der Senatssitzung antwortete Mancini auf die Interpellation wegen der Ausweisung des Herrn Cirmeni, daß der deutsche Botschafter, Herr von Keudell, ihn vorher von der Ausweisung verständigt hätte und daß die italienischen Vorstellungen unberücksichtigt geblieben wären. Italien könne daher nur Repressalien gegen die deutschen Korrespondenten ergreifen, was bisher aus Achtung vor der Preßfreiheit unterblieben wäre und hoffentlich auch in Zukunft nicht nothwendig sein würde.

— Der Afrikareisende Einwald hat die Weisung erhalten, unverzüglich von London nach Berlin zu kommen. So wird dem „Fr. J." telegraphirt, die Stelle, von welcher die Aufforderung ausgegangen, ist nicht genannt. Unseres Wissens ist Herr Einwald von der geographischen Gesellschaft entsandt und mit Mitteln versehen. Da er aber für Herrn Lüderitz Kaufverträge abgeschlossen hat, so muß er wohl auch zu diesem in naher Beziehung stehen. Das Auftreten des Herrn Einwald ist ein sehr seltsames, sowohl in London wie früher in Afrika. Die englischen Blätter sprechen mit schlecht verhehltem Spott von seinen Bemühungen, mit den Ministern zu konferiren, und es wurde schon gemeldet, wie er dadurch, daß er nicht schweigen konnte, Schaden angerichtet hat. Er scheint zu sehr Philanthrop zu sein, um einen Augenblick Politiker sein zu können, und er hat sich mit den Boeren gezankt, weil er die Zulu's allzu heiß liebte.

— Vor ungefähr zwei Jahren richteten mehrere Handelskammern eine Eingabe an den Bundesrath, in welcher über die Verschiedenheit der Postwerthzeichen im Reichsgebiete Klage geführt wurde. Seitens des Bundesraths wurde dann am 11. April 1883 in Anbetracht, daß kurz vorher zwischen der Reichspostverwaltung und den Postverwaltungen Baierns und Würtembergs ein auf den Postkartenverkehr bezügliches Uebereinkommen getroffen worden, einstimmig beschlossen, der Eingabe wegen Beseitigung der postalischen Verschiedenheiten im deutschen Reiche keine Folge zu geben. Das Uebereinkommen, betreffend den Postkartenverkehr, geht dahin, daß vom 1. April 1883 ab Postkarten, welche mit Werthzeichen der Reichspostverwaltung, der bairischen oder würtembergischen Postverwaltung versehen sind und im Bezirke einer anderen deutschen Postverwaltung als derjenigen, welcher das Werthzeichen angehört, aufgeliefert werden, gegen Erhebung von 5 Pf. Porto und 5 Pf. Zuschlaggebühr — zusammen 10 Pf. — zu befördern sind, daß jedoch, wenn dergleichen Postkarten nach demjenigen Gebiete bestimmt sind, welchem das Werthzeichen angehört, am Bestimmungsort von dem Empfänger nur der nach Abzug des Werthes der Marke u. s. w. verbleibende Betrag einzuziehen ist. Damals schrieben die Berliner Offiziösen — ohne daß ein begründeter Widerspruch erfolgt wäre —, daß die Reichspostverwaltung zweifellos ermächtigt sein würde, eine gemeinsame Freimarke für den Wechselverkehr zwischen Baiern und Würtemberg einerseits und den übrigen Theilen des Reiches andererseits auszugeben, ohne daß es hierzu einer reichsgesetzlichen Einschränkung der bairischen und würtembergischen Reservatrechte oder auch nur einer Abänderung bestehender Bestimmungen bedürfte. Dieselben beriefen sich auf den Art. 52 der Reichsverfassung, wonach das Reich für deu gedachten Wechselverkehr die Gesetzgebung über das Posttaxwesen habe, und auf das Posttaxgesetz vom 28. Oktober 1871, in dessen §§ 9 und 13 gesagt ist, daß auch die Postanstalten in Baiern und Würtemberg nach näherer Anordnung der Reichspostverwaltung Freimarken bereit zu halten haben. Wie sehr sich damals die Berliner Offiziösen auf dem Holzwege befanden, ergiebt sich aus einem uns jetzt mitgetheilten Uebereinkommen zwischen der Reichspostverwaltung und den Postverwaltungen Baierns und Würtembergs vom 9. November 1872, in welchem es (§ 7) heißt: „Andere Postwerthzeichen als diejenigen des Postgebiets, in welchem die Auslieferung der zu frankirenden Sendungen stattfindet, sind ungültig. Sendungen, welche mit Postwerthzeichen eines anderen Postgebiets versehen zur Auslieferung gelangen, sind als unfrankirt zu behandeln und die Postwerthzeichen als ungültig zu bezeichnen. Sind aber dergleichen Sendungen des Wechselverkehrs nach demjenigen Gebiet bestimmt, welchem die Postwerthzeichen angehören, so zieht die Postanstalt am Bestimmungsort von dem Adressaten nur das nach Abzug des Werthes der Marken 2c. verbleibende Porto ein, oder vergütet auf sonstige Weise dem Adressaten den Betrag der unrichtig verwendeten Werthzeichen. Hiernach kann die Beseitigung der Verschiedenheit der Postwerthzeichen im deutschen Reiche nicht ohne die Zustimmung Baierns und Würtembergs erfolgen. So erklärt sich auch der oben erwähnte Beschluß des Bundesraths. Baiern opponirt entschieden in der Postwerthzeichenfrage, während Würtemberg wohl unter annehmbaren Bedingungen der Unifizirung der deutschen Postwerthzeichen zustimmen würde, was daraus erhellt, daß die würtembergische Postverwaltung bereits die Frage, ob die Einführung einheitlicher Postwerthzeichen für das deutsche Reich in der Weise möglich wäre, daß jede der drei Postverwaltungen in ihrem Verkehr und den bestehenden Portobezugsverhältnissen entsprechenden Einnahmen verbleiben würde, eingehend berathen hat.

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 12. Januar. Die Einrichtung, wonach bei den mit einem Richter besetzten Amtsgerichten, bei welchen neben dem Gerichtsschreiber weder ein Gerichtsschreibergehülfe angestellt ist, noch Hülfskräfte für den Gerichtsschreiberdienst gewährt werden, der Gerichtsschreiber die für die Bureaugeschäfte erforderlichen Hülfskräfte zu stellen hat, und dafür eine Entschädigung aus der Staatskasse bezieht, kommt, nach einer Verfügung des Justizministers vom 2. d. Mts., vom 1. April 1885 ab in Wegfall. Von demselben Tage ab ist das Schreibwerk auch bei diesen Amtsgerichten für Rechnung der Staatskasse zu beschaffen. Die Vorschriften unter Nr. 2 und 3 der allgemeinen Verfügung vom 4. September 1879 (Justiz-Ministerialblatt S. 308) werden vom 1. April 1885 ab aufgehoben.

— Für die Geschäftswelt sowohl wie auch für weitere Kreise dürfte die Nachricht von Interesse sein, daß nach einer Bekanntgebung der obersten Reichs-Post- und Telegraphenbehörde im letzten „Postamtsbl." vom 31. v. M. die Gebühren für Telegramme nach Amerika vom 1. d. M. ab eine Herabsetzung nm 40 Pf. pro Taxwort (1 Taxwort = 10 Buchstaben oder 3 Ziffern) erfahren haben. Es beträgt sonach beispielsweise die Wortgebühr für Telegramme nach Newyork jetzt 1,65 Mark; bisher wurde dieselbe mit 2,05 Mark berechnet. Vom 1. d. M. ist ferner eine telegraphische Verbindung mit Westafrika (Senegal) durch Kabellegung von der kanarischen Insel Teneriffa nach der westafrikanischen Küste hergestellt. Für dorthin gerichtete Telegramme ist zu berechnen eine Grundtaxe (für 5 Worte) von 9 Mark und eine Worttaxe von 1 Mark 80 Pf. Ein Telegramm von 10 Worten (das Wort bis zu 15 Buchstaben zulässig) nach Westafrika (Senegal) kostet somit beispielsweise 10 × 1 Mark 80 Pf. + 9 Mark = 27 Mark.

— Das Programm des vierten, Donnerstag, 15. d. M. angesetzten Symphonie-Konzerts der Herren Musik-Direktor Koßmaly und Kapellmeister Jancovius verheißt eine neue — die dritte — Symphonie von J. Brahms, dem Komponisten von „Ein deutsches Requiem", des „Gesang der Parzen" aus der Goethe'schen Iphygenie, von „Hyperions Schicksalslied" 2c., eine Wahl, die für sich selbst spricht. Ebenso darf man sich Günstiges versprechen, von der in Beethoven's G-dur-Konzert erfolgenden Mitwirkung der Pianistin Frl. Elisabeth Zesch aus Stuttgart, über welche wir unseren Lesern schon nähere Mittheilungen gemacht haben.

— Die von dem hiesigen Gericht zur Korrektionshaft verurtheilten Frauenzimmer werden für die Folge, wie wir hören, nach der Korrektions-Anstalt in Neustettin gebracht werden, wo dieselben bei der Federfabrikation beschäftigt werden sollen; auch die jetzt in Ueckermünde untergebrachten weiblichen Detinirten sollen nach Neustettin geschafft werden. Nur ältere weibliche Personen sollen noch in Ueckermünde verbleiben resp. nach dort geschafft werden.

— Der Postdampfer „Main", Kapt. H. Hellmers, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen, welcher am 28. Dezember von Bremen abgegangen war, ist am 10. Januar wohlbehalten in Newyork angekommen.

Aus den Provinzen.

— Zu Kl. Borkow im Kreise Lauenburg verstarb am 7. d. M. der Rentier Herr Wilhelm Mielcke im Alter von 100 Jahren und 3 Monaten.

Stralsund. Seit einiger Zeit wird, dem Vernehmen nach, der Bau einer Eisenbahn sekundärer Bedeutung von Rostock über Tessin und Sülze nach Richtenberg beabsichtigt. Das Projekt hat jetzt, wie verlautet, festere Gestalt angenommen. In der zum Zweck der Besprechung über den Bau dieser Bahn am 3. d. M. zu Tessin einberufenen Versammlung wurden, wie die „Zeitschrift für Transportwesen und Straßenbau" berichtet, der Eisenbahn-Bauunternehmer Bachstein-Berlin und Bankier Kühl-Rostock als die Unternehmer bezeichnet, welche sich zur Uebernahme des Baues bereit erklärt hätten. Sodann wurde eine Petition an den Magistrat um Unterstützung dieses Unternehmens verlesen, in der hervorgehoben war, daß die Stadt Tessin selbst bedeutende Opfer nicht scheuen dürfe, um den Bau obiger Bahn zu verwirklichen, weil nur dadurch der bedeutende Vieh- und Getreidehandel der Stadt erhalten werden könne. Die Kosten für die Vorarbeiten dieser Bahn, die ca. 2500 Mark betragen, will, dem Vernehmen nach, der Unternehmer übernehmen, falls das Projekt zu Stande kommt, woran nicht gezweifelt wird, da seitens der preußischen Regierung der Bahnbau von Richtenberg nach Grimmen (Nordbahn) beschlossen.

Kunst und Literatur.

Das neue Lustspiel von L'Arronge „Der Weg zum Herzen", das gestern am deutschen Theater in Berlin einen recht freundlichen Erfolg hatte, gehört in die Gattung jener kleinbürgerlichen Hauskomödien, wie sie der Dichter mit anerkennenswerther technischer Gewandtheit schon recht oft geboten hat.

Vermischte Nachrichten.

— (Die Leiden der Berühmtheit.) Sollte Herr v. Wildenbruch, der sie in den letzten Tagen an sich selbst erfahren, den Stoff nicht zu einem Lustspiel benützen wollen? Er schreibt der „B. B.-Ztg." nämlich folgenden Brief: „Geehrter Herr Redakteur! Vielleicht haben Sie von den Erzählnngen Notiz genommen, welche einige Zeitungen in letzter Zeit über einen Unfall gebracht haben, der mir im Spätsommer vorigen Jahres in der Nierschen Weinstube in der Potsdamerstraße zugestoßen ist. Sie wissen, daß eine Spiegelscheibe mir zum Opfer gefallen ist, oder richtiger gesagt, daß ich das Opfer einer solchen, der Aufmerksamkeit der Besucher nicht genügend empfohlenen Spiegelscheibe geworden bin, und Sie werden sich billig verwundern, daß ich auf einen derartigen, für das allgemeine Interesse völlig gleichgültigen Vorgang zurückkomme. Es geschieht auch nicht, um denselben noch einmal breit zu treten, denn die betreffenden Zeitungen haben ihn ja bereits mit solcher Ausführlichkeit besprochen, daß sie sogar die Briefe, die ich in der Sache mit der Versicherungs-Gesellschaft gewechselt habe, wörtlich mittheilen zu sollen geglaubt haben, es geschieht vielmehr nur, um dem betreffenden Herrn Reporter meinen Dank für sein Interesse an meinem Schicksale auszusprechen. Er hat mir offenbar eine nachträgliche Neujahrs-Ueberraschung bereiten wollen und deshalb, ohne mich zu fragen, ganz hübsch leise und hinten herum meine Privatbriefe aufgespürt und veröffentlicht. Ich erkenne seine freundliche Absicht an, möchte ihn aber für zukünftige Fälle warnen; er könnte bei einer fortgesetzten Praxis dieser Art leicht einmal falsch verstanden werden. Mein aufrichtiges Beileid aber muß ich der betreffenden Versicherungsgesellschaft ausdrücken, denn ich kann mir ihre Verlegenheit nicht stark genug ausmalen, wenn sie Briefe, die ihr mit dem vollen Vertrauen, welches jede Privat-Korrespondenz begleitet, übergeben worden, durch eine solche Indiskretion an das Licht der Oeffentlichkeit gezerrt sieht. Empfangen Sie 2c. Ernst von Wildenbruch."

— (Ein kluger Junge.) Herr: Was, schon zum dritten Male in wenig Tagen wird mir die Rechnung überreicht — glaubt denn Dein Meister, ich wolle durchbrennen? — Lehrling: Och nee! Aber ich glaube, durchbrennen will der Meister selber.

Verantwortlicher Redakteur: W. Sievers in Stettin.

Telegraphische Depeschen.

Rom, 10. Januar. Der Senat begann heute die Berathung des Gesetzentwurfes über die gesundheitlichen Maßnahmen für Neapel.

Dem „Moniteur de Rome" zufolge treffen Ende dieses Monats mehrere französische Bischöfe hier ein.

Die Journale „Stampa", „Diritto" und „Fanfulla" bestätigen das Dementi der „Agenzia Stefani" betreffs der Meldung des „Esercito" von der Ausrüstung der in Spezzia disponiblen Schiffe, die „Stampa" erklärt sich ausdrücklich dazu ermächtigt, die Meldung des „Esercito" für unbegründet zu erklären und warnt vor derartigen Sensations-Nachrichten.

London 11. Januar. Der „Observer" meldet, der Botschafter Graf Münster hat sich gestern nach Sandringham begeben, um dem ältesten Sohne des Prinzen von Wales anläßlich seiner Mündigkeits-Erklärung den Schwarzen Adlerorden zu überreichen.

London, 11. Januar. Die Meldung des Pariser „Temps", daß Deutschland, Oesterreich, Rußland und Frankreich eine identische Note wegen der egyptischen Frage an England richten werden, ist gutem Vernehmen nach unrichtig. Eine derartige schroffe Form für die Beantwortung der englischen Vorschläge war niemals beabsichtigt; richtig ist dagegen, daß die genannten vier Kontinentalmächte über den England zu ertheilenden Bescheid grundsätzlich bereits einig sind, und so dürfte letzterer allerdings ziemlich ähnlich ausfallen, ohne jedoch die Form identischen Noten anzunehmen.

Petersburg, 11. Januar. Die Akademie der Wissenschaften hat Geheimrath D. Koch in Berlin und Professor Pasteur in Paris zu korrespondirenden Mitgliedern ernannt.

Dem „Journal de St. Petersburg" zufolge sollen die der Reichsbank behufs Deckung der in diesem Jahre von dem Reichsschatzamte an die Reichsbank für temporär emittirte Kreditbillets abzutragende Schuldquote von 50 Millionen übergebenen neuen Renten vorläufig nicht auf den Markt gebracht werden.

Nachdruck verboten.

Die Frau des Geizigen.

Roman von Xaver Riedl.

1)

1.
Eine Verkaufte.

Ich wurde — der Anfang ihrer Geschichte wird von mir mitgetheilt, wie sie selbst ihn mir schilderte — ich wurde an dem Tage, als ich sechszehn Jahre alt war, an einen Mann von Sechszig verheirathet — an einen Mann, wunderlich, falsch und sauertöpfisch, gemein und filzig. Meine Mutter zwang mich dazu. Sie würde es vorgezogen haben, ihn selber zu heirathen, aber das war nicht nach dem Geschmacke des alten Kronthaler. Er wollte Jugend und Schönheit für sein Geld, und so wurde ich ihm verkauft für den Antheil an seinem Vermögen von anderthalb Millionen, den seine Gattin nach seinem Tode als gesetzliches Erbe beanspruchen konnte. „Vielleicht bekommst Du alles," flüsterte meine Mutter mir zu, — „wenn Du ihm recht schön thust und schmeichelst."

Sicher war ich eine schöne Braut. Deutlich erinnere ich mich, wie ich aussah, als ich vor dem großen, alten trüben Spiegel in unserm ärmlichen Wohnzimmer stand. Meine Wangen waren rosigem Sammet gleich; die Arme rund und weiß und glatt wie Atlas; meine Augen waren tief und düster, aber Lichtsäulen sprühten zuweilen darin; mein Haar war dunkel und schwer, die Stirn niedrig, die Augenbrauen schwarz und gerade — — es war ein schönes, leidenschaftliches Gesicht.

Ich trug ein Brautkleid von ehemals weißem, aber jetzt etwas vergilbtem Seidenatlas — denn es war das meiner Mutter gewesen, — aber das blasse Gelb paßte zu meinem Teint, obwohl das Mieder niedrig und unter den Armen zu kurz war. Wir waren zu arm, um ein neues Kleid kaufen zu können, und die Mutter hatte gesagt, daß es das ihrige auch thun würde.

Ich wußte nichts von Liebe — viel weniger vom Heirathen. Ich wußte nur, daß ich den alten Kronthaler haßte. Wie konnte es auch anders sein, da ich, so lange ich mich erinnerte, nur von seinem mürrischen Wesen und seinem Geiz gehört hatte? Ich war den ganzen Morgen trotzig gewesen und hatte geweint, bis meine Mutter in Verzweiflung war; meine Augenlider waren noch thränennaß, als ein geschlossener Wagen vor unserem kleinen Hause hielt und der alte Kronthaler mich in die nächste Pfarrkirche abholte, wo der Priester und zwei Trauzeugen schon auf uns warteten.

Nur meine Mutter fuhr mit mir, in einem alten kaffeebraunen Tibetkleide, einer abgenützten schwarzen Seidenmantille und einem Strohhute, der zuerst braun und im folgenden Frühjahr schwarz gefärbt worden war und auf dem sich eine geknickte schwarze Straußfeder befand, die ihr jeder Luftzug in die Stirne wehte.

In einer kleinen Kapelle, zu der man auf einer Steintreppe wie in ein erstes Stockwerk emporstieg und wo am Altare nur zwei Wachskerzen brannten, wurden wir getraut, und in fünfzehn Minuten war Alles vorüber. Keine Seele außer uns war in der Kirche. Priester und Meßner wurden bezahlt und eine halbe Stunde später saß ich als Frau Kronthaler allein mit meinem Gatten in dem Wagen, der bis zu seinem Wohnorte einen Weg von zwei Meilen zurückzulegen hatte.

Ich kannte den Ort, der sich in der Umgebung der Stadt befand — ein großes graues Haus, von dem hier und da breite Stücke Mörtel abgefallen waren, so daß die vom Mauerfraß angegriffenen Ziegel heraussahen; so lag es in einem mehrere Morgen großen Garten, der von einer hohen rohen Ziegelmauer umgeben war, so daß das Ganze beinahe aussah, als ob es eine Irrenanstalt oder ein Gefängniß wäre. Ich war gelegentlich als Kind dorthin mitgenommen worden, denn meine Mutter war eine intime Freundin der Haushälterin.

Es hatte mir immer mißfallen, gerade so, wie mir sein Besitzer mißfiel. Die Zimmer des Hauses waren kalt und düster, die Fenster mit Staub bedeckt und immer geschlossen; die Einrichtung war alt, abgenützt und fadenscheinig.

Das Gras im Garten wuchs lang, [illegible] stets feucht, die Bäume standen zu dicht und Blumenbeete waren nicht vorhanden, nur eine lange steife Reihe von Eibischstauden besäumte einen geraden Weg hinter dem Hause und ein Streifen von Immergrün zog sich vorn von der Einfahrt bis an die Hausthür.

Das Ganze war so alt, langweilig und verlassen wie der Mann, welcher da wohnte. Es war mir später immer ein Räthsel, wie irgendwelche Macht mich gezwungen haben konnte, den abscheulichen alten Geizhals zu heirathen. Aber die Herrschaft meiner Mutter über mich war immer eine absolute gewesen. Ich war es müde, sie klagen zu hören, daß sie mich erhalten müsse, war den ewigen Surrogatkaffee mit den ordinären, altbackenen Semmeln müde, war es müde, mich immer nur zu sehnen nach hübschen Kleidern, Bändern und seidenen Halstüchern, so wie andere Mädchen sie hatten, die ich aber niemals erhielt. Ich hatte keine Idee von der fürchterlichen Sklaverei einer Frau in einer solchen Ehe.

Ich war getäuscht worden durch glänzende Versprechungen von Kleidern und echtem Schmuck, und daß ich als Frau eines Millionärs ganz nach Belieben leben könne; ich war nur ein unwissendes Kind, verrathen von seiner eigenen Mutter; und so ging ich meinem Schicksal entgegen.

Nun, die Mutter wurde gestraft, denn sie starb zwei Monate nachher, ohne jemals die Freude genossen zu haben, mich ein neues Kleid tragen, von Juwelen schimmern oder in einer Equipage ausfahren zu sehen — ja, sie war sogar mit dem Bewußtsein gestorben, daß mein Gatte gar nicht wollte, daß seine Heirath bekannt werde, denn er hatte ihr mit seiner grausamsten Ungnade gedroht wenn sie es wagen würde, davon zu ihren Nachbarn zu sprechen.

Meine Stellung im Hause war — wenigstens in den Augen seiner wenigen Besucher — die eines Stubenmädchens. Er hatte immer geschworen, daß er niemals ein solcher Narr sein würde, einer Frau die Handhabe zu seinem Gelde zu geben, und er hielt seine Heirath vor allen geheim, ausgenommen vor den zwei Dienstleuten — nahezu von seinem Alter — die seit dreißig Jah- und warren bei ihm waren.

Dieser Mann und diese Frau — Schober mit Namen — wußten, daß ich als seine Frau hinkam, und die Schober brachte am ersten Abend thatsächlich Silberzeug und schöne Tischwäsche, ein Brathuhn und eine Flasche Wein nebst einigen Bäckereien, eine Torte und Kuchen zum Vorschein. Das war aber auch die einzige anständige Mahlzeit, mit der mein Mann mich jemals traktirte.

Ich kann jetzt noch nicht ruhig an diese Zeit zurückdenken — nein, noch nicht nach all' den Jahren, deshalb lassen wir's gehen.

Meine Mutter starb, und ich hatte nun auch nicht einmal deren Besuche, um mir meine Gefangenschaft in dem alten, verfallenden Gebäude zu erleichtern. Bei Tage ging ich von Zimmer zu Zimmer, ruhelos wie eine Leopardin in ihrem Käfig; denn ich war leidenschaftlich, feurigen Herzens, voll von der Sehnsucht der Jugend, begierig nach Gesellschaft, nach Bewunderung — ich wollte leben und lieben!

Mir ekelte vor dem alten Kronthaler; mit der Haushälterin mich familiär zu machen, dazu war ich zu stolz; die wenigen halb verschimmelten Bücher, die ich in einem alten Kasten fand, waren nicht des Lesens werth, wenigstens nicht für eine Frau von sechszehn Jahren.

Die Thüren knarrten in dem stillen alten Hause in ihren Angeln, blaue Fliegen summten an den Fensterscheiben, und bisweilen konnte man eine Maus unter einem alten Möbelstück rascheln hören. Den ganzen Tag brütete ich über meinem Schicksal und war bis zum Krankwerden voll Sehnsucht nach Freiheit.

Eines Abends, nachdem wir gegen fünf Monate verheirathet waren, theilte mir der alte Kronthaler den Grund mit, warum er sich ein Weib genommen.

„Wann wirst Du mir irgend eine Aussicht auf einen Erben geben?" fragte er zornig. „Was meinst denn, wozu ich Dich sonst brauch', Du kleine Närrin? Um mein Brod zu essen im Müßiggang? Ich muß einen Sohn haben, um ihm mein Geld zu hinterlassen, obwohl ich immer gesagt, ich wollt' nicht. Ich kenn' schon die gierigen Raben, die auf meinen Tod warten! Ha,

---

Börsenbericht.

Stettin, 10. Januar. Wetter rauh. Temp. Mrgs. — 4° R. Bar. 28" 3"'. Wind SW.

Weizen ruhig, per 1000 Klgr. loko 150—161 bez., per April-Mai 169—168 bez., per Mai-Juni 170 B. u. G., per Juni-Juli 172,5—172 bez.

Roggen wenig verändert, per 1000 Klgr. loko 131 bis 136 bez., per April-Mai 142,5—142 bez., per Mai-Juni 142 B. u. G., per Juni-Juli 142,5 B. u. G., per Juli-August 142,5 bez. u. G.

Gerste unverändert, per 1000 Klgr. loko ger. 125—128 bez., bessere Märk. u. Pomm. 130—140 bez., feine über Notiz bez.

Hafer fester, per 1000 Klgr. loko Pomm. 131 bis 138 bez.

Rüböl geschäftslos, per 100 Klgr. loko o. F. b. Klgk. flüss. 51,5 B., per Januar 50 B., per April-Mai 51,5 B.

Spiritus wenig verändert, per 10,000 Liter % loko o. F. 40,5 bez., per Januar-Februar 41 bez., per April-Mai 43,2 bez., per Mai-Juni 43,7—43,6 per Juni-Juli 44,3 B. u. G., per Juli-August 45,3—45,1 bez., per August-September 45,8 bez.

Petroleum per 50 Klgr. loko 8,20 tr. bez., alte Us. 8,40 tr. bez.

Landmarkt. Weizen 158—165, Roggen 136 bis 142, Gerste 134—138, Hafer 137—140, Kartoffeln 36 bis 40, Heu 2—2,50, Stroh 18—21.

Stadtverordneten-Versammlung.

Am Donnerstag, den 15. d. M., keine Sitzung.
Stettin, den 10. Januar 1885.

Dr. Scharlau.

Holzversteigerung
in der Alt-Dammer Stadtforst

Am Dienstag, den 13. d. Mts., Vormittags von 10 Uhr ab, sollen aus den Schutzbezirken Rosengarten und Große Heide

39 rm kieferne Kloben,
8 rm „ Knorren,
537 rm „ Stubben,
4 rm Pappel-Kloben,
12 rm elsene stärkere Rollen und
8 rm „ Knüppel,

im Lokale des Herrn **Tessnow** hierselbst öffentlich versteigert werden.

Alt-Damm, den 3. Januar 1885.

Der Magistrat.

Großer Bauholzverkauf.

Donnerstag, den 15. Januar d. J., Vormittags 10 Uhr, sollen in **Fettings** Gasthof hierselbst im

Ganzen etwa 3000 Stück Kiefern-Bauhölzer aller Klassen

und zwar aus den Jagen 21f (Echterwald), aus den Schlägen Jagen 47, 79, 92, 95 des Belaufes Neuhaus (unweit der Stettin-Entepoehler Chaussee) und aus Schlag Jagen 98 (Belauf Neu-Jasenitz) bei Neu-Jasenitz öffentlich meistbietend verkauft werden.

Sämmtliches Holz hat bequeme Abfuhr.

Nähere Auskunft und Aufmaßregister gegen Kopialien in meinem Bureau resp. brieflich.

Falkenwalde (Poststation), den 3. Januar 1885.

Der Königliche Oberförster.
Westermeier.

Holzverkauf
in der
Oberförsterei Mützelburg.

Mittwoch, den 14. Januar 1885, Vormittags 10 Uhr, sollen im Gasthofe zu Mützelburg

1) aus dem Schutzbezirke Zopfenbeck, Jagen 49 a², 69c, 92f 6 Stück Eichen-Bauholz, 2 rm Eichen-Nutzholz, 89 rm Eichen-Scheite, 9 rm Eichen-Knüppel, 24 rm Eichen-Reiser I. Kl., 20 rm Buchen-Scheite, 4 rm Buchen-Reiser I., 32 rm Birken-Scheite, 16 rm Birken-Knüppel, 268 rm Erlen-Kloben, 166 rm Erlen-Knüppel, 50 rm Erlen-Reiser I. Kl., 987 Stück Kiefern-Bauholz I. bis V. Kl., 618 rm Kiefern-Kloben, 98 rm Kiefern-Knüppel, 258 rm Kiefern-Reiser I. Kl.;
2) aus dem Schutzbezirk Kl. Mützelburg, Jagen 110c, 140d, 141d, 157b 99 Stück Eichen-Bauholz, 23 rm Eichen-Nutzholz, 229 rm Eichen-Scheite, 47 rm Eichen-Knüppel, 99 rm Eichen-Reiser I., 2 Stück Buchen-Bauholz, 390 rm Buchen-Scheite, 34 rm Buchen-Knüppel, 51 rm Buchen-Reiser I. Kl., 8 rm Erlen-Scheite, 5 rm Erlen-Knüppel, 10 Stück Kiefern-Bauholz, 2 rm Kiefern-Kloben, 2 rm Kiefern-Knüppel

unter den im Termine veröffentlicht werdenden Bedingungen versteigert werden.

Der Oberförster.
J. V.:
Tiebel, Forstassessor.

ha, ha! Ich will sie um ihre Hoffnungen betrügen! Ich will sie lehren, sich darauf zu freuen, daß sich der Sargdeckel über mir schließt! Einmal wollt ich mein Geld für einen großen Schulbau vertestiren. Aber zum Teufel mit den Schulen! Sie machen auch nur Spitzbuben und Hallunken! Ich will nicht noch mehr dazu helfen! D'rum hör', Du, wenn ich einen Sohn krieg' zum Erben, so versprech' ich Dir, daß Dich alle Welt als meine Frau kennen lernen soll; in die Zeitung kannst es gar setzen; sollst seidene Kleider haben und Wagen und Pferd' und Schmuck und Geschmeid', wie's Ihr einfältigen Frauenzimmer gern tragt. Der Lucifer wird grinsen genug, wenn er die Gesichter sieht, die's machen werden, wenn sie die Neuigkeiten hören. Ich will sie lehren, sich auf meinen Sargdeckel zu g'freuen! Mein hübsches junges Weib wird mir helfen, den grimmigen Tod noch gar viele Tag' von mir abzuhalten."

Aber in diesem seinem hübschen jungen Weibe täuschte sich der alte Geizhals.

Mein Entschluß war gefaßt in dieser Nacht. Ich schwankte nachher niemals wieder auch nur einen Augenblick, obgleich es einen Monat dauerte, ehe ich Gelegenheit hatte, ihn auszuführen.

Ich war entschlossen, mich von dieser verhaßten Gemeinschaft zu befreien, jeden Anspruch, den ich an das Geld haben mochte, für das ich aufgeopfert worden war, aufzugeben, aus dem Hause des alten Kronthaler zu entlaufen und mich so zu verstecken, daß alle seine Spione, wenn er sich ja bemühte, Spione zu beschäftigen, mich nie mehr zu ihm zurückbringen sollten.

Der Ort, wo wir lebten, war, wie ich schon erwähnt, nur zwei Meilen von der Hauptstadt. Je größer die Stadt, desto leichter kann man sich darin verbergen. Ich wagte mich aber nicht fort ganz ohne Mittel; da ich nicht einen Heller in meiner Börse hatte, so wartete ich, bis ich eines Tages sah, daß mein Gatte eine größere Zahlung erhielt und die Banknoten in der Kasse, die in seinem Zimmer war, einschloß.

Nachts, während er schlief, nahm ich den Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete die Kasse, entwendete das Geld, legte den Schlüssel wieder an seinen Ort, legte mich wieder nieder, um mit brennender Ungeduld die Morgenstunde zu erwarten, in der ich sicher aufstehen, die gewöhnlichen Kleider anlegen und dann scheinbar an meine Geschäfte gehen konnte.

Der Milchmanu war um fünf Uhr am Thore; es war an einem frostigen Novembermorgen, als ich an dem schläfrigen Schober vorüber und hinaus schlüpfte — „für einen kleinen Gang", wie ich sagte — und niemals kehrte ich wieder zu dem alten Kronthaler zurück.

Soweit die Erzählung der Heldin unserer Geschichte.

2.

Eine Villa an der Donau.

Am rechten Ufer der „schönen blauen Donau", etwa vier bis fünf Meilen westwärts von Wien, steht eine reizende Villa, die vor einigen Jahren dem Doktor Engelbert Frank, einem wohlhabenden Wiener Arzte, gehörte, der sich frühzeitig von einer einträglichen Praxis zurückgezogen, welche er, so weit sein Einfluß reichte, in die Hände seines Neffen, des Doktors Justin Frank, legte, der zu jener Zeit ungefähr achtundzwanzig Jahre alt, eben erst begonnen hatte, sein medizinisches Wissen und Können zu verwerthen.

Es war ein warmer, sonniger Juli-Nachmittag. Die Familie, welche erst vor Kurzem die Villa für die schöne Jahreszeit bezogen, nahm nach der Mittagsmahlzeit den Kaffee auf einer ziemlich breiten Veranda ein, von der aus man den herrlichen Donaustrom überblickte.

Doktor Engelbert Frank und seine Gattin hatten keine Kinder, aber sie liebten junge Leute, sahen solche gern um sich und behandelten sie mit Gastfreundlichkeit und Wohlwollen. Sie waren auch diesmal nicht auf's Land gezogen, ohne sowohl mehrere hübsche junge Mädchen als auch einen kleinen blonden Engel mit sich zu nehmen, der erst vor drei Jahren seinen Ausflug auf die Erde begonnen, und welchen der alte Doktor in seiner Herzensgüte bald nach seinem Erscheinen zu sich genommen und so liebevoll hegte und pflegte, als wäre es sein eigen Kind gewesen.

Es gab auch mehrere Wiener, Bekannte des Doktors, die, so oft sie dazu Luft fühlten, als willkommene Gäste in der „Donau-Villa" empfangen wurden. Sie konnten diese entweder mittels Dampfschiffs oder Eisenbahn bald erreichen, fanden dort eine bequeme, ja sogar luxuriöse Unterkunft, einen geschmackvoll angelegten blumenreichen Garten, gute Tafel und gemüthliche Plauderstündchen. Unter den Gästen war natürlicherweise auch Justin, der heute mit dem Dampfboot „Gisela" angekommen und jetzt auf der Veranda auf- und abschritt und sich der schönen Aussicht auf den hellschimmernden Strom und die grünen Waldgebirge erfreute.

(Fortsetzung folgt.)